© Andreas Topf

Dominika Meindl

Ort der höchsten Aufenthaltswahrscheinlichkeit: Linz. Lebt und arbeitet als Schriftstellerin, Journalistin, Poetry Slammerin, Bloggerin (http://minkasia.blogspot.com), Moderatorin und Lesebühnen-„Präsidentin".

Gründete 2009 die erste Linzer Lesebühne „Original Linzer Worte" (mit Anna Weidenholzer, Klaus Buttinger und René Monet), die monatlich im Grandhotel zum Rothen Krebsen stattfindet. Permanentes Opferlamm und zeitweilige Moderatorin des Poetry-Slams „Postskriptum" (www.postskriptum.at).

Bücher: „Die Sau. Ein voll arger Heimatroman", gemeinsam mit Klaus Buttinger (2010, Kehrwasser Verlag) und „In der Heimat der Fußkranken. Polemiken, Reportagen und Liebeserklärungen aus Oberösterreich" (2011, Edition Mokka).

Kontakt Dominika Meindl
minkasia@backlab.at

Dominika Meindl

Eritrea zwischen Diktatur und Aufbruch

Es ist keine intelligente Idee, den lustigen Kaktus im Präsidentengarten zu fotografieren. Der plötzlich auftauchende Wächter mit der Kalaschnikow winkt erbost. Besser, seine strengen Rufe ignorieren und hoffen, dass es seine Würde verletzt, Touristinnen nachzulaufen. Glücklicherweise zurecht. Vor Ärger mit der Exekutive wird eindringlich gewarnt.

Als reine Touristin ist man in ganz Eritrea Teil einer winzigen Minderheit, die meisten Besucher arbeiten für Hilfsorganisationen. Dabei ist gerade Asmara ein architektonisches Juwel. Hier vereinigt sich orientalische Liebe zum Ornament mit avantgardistischer italienischer Architektur. In keiner anderen Stadt der Welt gibt es mehr Bauwerke der Moderne.

1885 hatten die Italiener Massawa besetzt. Da sie die feuchte Hitze am Roten Meer unerträglich fanden (30° C Jahresdurchschnitt!), verlegten sie ihren Sitz in das 2300 Meter höher gelegene, mit einem ausnehmend freundlichen Klima gesegnete Asmara. Wo bis dahin nur einige Dörfer zu finden waren, sollte das Herzstück des faschistischen, italienischen Afrikas entstehen; Eritrea selbst galt als Musterkolonie von „Africa Orientale Italiana“. Bis 1941 konnten sich in der neuen Hauptstadt jene Architekten austoben, die in Rom keinen Platz gefunden hatten. Die schwere Arbeit am Bau verrichteten die ehemaligen Dorfbewohner, die fertigen Gebäude durften sie später nicht betreten.

Die Kakteen vor dem Präsidentschaftspalast werden mit Kalaschnikows bewacht

Mehr als 400 neoklassizistische, expressionistische und futuristische Gebäude sind in Asmara erhalten, durch die Bank renovierungsbedürftig, aber beeindruckend. Am bekanntesten ist die kühn konstruierte Tankstelle Fiat Tagliere. Der aktuelle Besitzer hat sich nach Abu Dhabi abgesetzt, sodass nun unter ihren weiten Schwingen Autos verstauben.

So beeindruckend wie die Architektur ist die Freundlichkeit der Eritreer, untereinander und Touristen gegenüber (mit Ausnahme der Präsidentenwache). Asmara ist die afrikanische Hauptstadt mit der niedrigsten Kriminalitätsrate. Das liegt nicht an der Stren-

ge der Polizei, sondern an der Mentalität der Menschen. Mit Taschendiebstählen ist weniger zu rechnen als in der Wiener U-Bahn, mit Überfällen gar nicht. Afrika-Klischees werden hier zuschanden. Es gibt keine Slums, kaum Bettler. In den Bars und Restaurants kann man seinen Besitz getrost unbewacht liegen lassen. Wie überall in schwachen Demokratien bzw. Diktaturen mit niedrigen Personalkosten neigen die Beamten zur bürokratischen Wucherung, sind aber nicht korrupt und bei bewiesener Geduld freundlich. Höfliche Distanz wahren die Älteren, die Jüngeren fragen oft und gern, ob es einem hier gefalle. Man freut sich über Touristen; viele sprechen Englisch und Italienisch, gar nicht so wenige auch Deutsch. Der Bürgerkrieg hat Eritreer in die ganze Welt verstreut; kaum einer kehrt zurück. Im Dezember 2009 ging das eritreische Fußballnationalteam auswärts verloren: Bei einem Turnier in Kenia nutzten sämtliche Spieler die Gelegenheit zur Flucht. Nicht zuletzt deswegen rutschte das neu gegründete Team auf Platz 184 der Nationenwertung.

Fiat Tagliero – kühne, aber sanierungsbedürftige Moderne

Die Italiener hatten einst ein Apartheidsystem geführt, das dem südafrikanischen an Grausamkeit nicht nachstand. Asmarinos durften das Zentrum nur zum Arbeiten betreten, der Prachtboulevard war ihnen verboten. Mit dem Sieg der Briten über das faschistische Italien endete im Jahr 1941 dessen Herrschaft in Afrika. Die Eritreer haben die guten Angewohnheiten der Kolonialherren beibehalten (auf die schlechten, wie etwa Korruption, aber verzichtet). In der Innenstadt bekommt man an jeder Ecke Pizza, Pasta und Dolce, der Kaffee ist ausgezeichnet. Auf dem italienischen Friedhof im Süden der Stadt blühen die Bougainvilleen; hier werden schon lange nur noch „echte“ Eritreer begraben. Die Asmarinos schätzen ein gepflegtes Erscheinungsbild und lieben es, abends auf der palmengesäumten Liberty Avenue zu flanieren: Muslimas in bunten Kleidern, elegante ältere Herren mit Stock und Schal, Christinnen mit weißen Schals und aufwändig geflochtenen Frisuren. Dazu überall Kinder, Schüler in bunten Uniformen. Eritrea ist jung, im Durchschnitt nicht einmal 18 Jahre alt.

Und eines der ärmsten Länder der Welt. Außerhalb der Stadtgrenzen von Asmara, Massawa und Keren herrscht bittere Armut. Der 30-jährige Guerillakrieg gegen Äthiopien hat tiefe Wunden geschlagen und die einst gute wirtschaftliche Infrastruktur zerstört. Der Bürgerkrieg ist noch allgegenwärtig. Auf dem Panzerfriedhof „Michail Gorbatschow“, wenige Kilometer außerhalb der

Stadt, rosten riesige Berge erbeuteten Kriegsgeräts. Kriegsversehrte mühen sich auf alten Rollstühlen über die zuweilen holprigen Straßen.

Zugleich fallen der Stolz auf die Unabhängigkeit und die Solidarität auf. Männer begrüßen einander mit dem eigenwilligen Soldatengruß, bei dem sie dreimal die Schulter gegeneinander drücken. Man habe miteinander gekämpft, das schweiße zusammen, erzählt Simon Habteab, ärztlicher Leiter des Orotta-Krankenhauses. Wie viele andere Ärzte (er nennt sie nicht Kollegen, sondern „Kameraden") hat er im Krieg Verwundete in Lazaretten versorgt; der Name des dank deutscher und chinesischer Spenden errichteten Krankenhauses erinnert an das größte davon. Obwohl er schon 70 ist, verbietet Habteab sein aus dieser Zeit stammendes Pflichtgefühl, in Pension zu gehen. Er denke noch oft an das, was er im Krieg erlebt habe, doch die erkämpfte Unabhängigkeit lässt ihn die Traumata als sinnvolle Opfer sehen.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl überdeckt auch Konflikte zwischen den vier anerkannten Religionen. Offiziell ist eine Hälfte der Bevölkerung muslimisch, die andere christlich. Es wird gemutmaßt, dass die Zahlen zwecks Wahrung des Friedens gefälscht werden. Allem Anschein nach funktioniert das. In Asmara rufen vor Sonnenaufgang die ersten Muezzins, kurz darauf folgen die Glocken der Christen. Keiner streitet über die Höhe der Minarette und Türme; Kirchen und Moscheen sind gleichmäßig über die Stadt verteilt. Ehen gemischter Konfession sind kein Skandalon mehr. Der Friede gilt jedoch nur den Gläubigen der orthodoxen und katholischen Kirche sowie den Sunniten – Anhänger staatlich nicht anerkannter Religionen haben laut Human Rights Watch mit Verfolgung zu rechnen.

Unter Kriegsschäden leidet auch die Demokratie. Seit 1961 hatten die Eritreer im längsten Krieg des Kontinents gegen die äthiopischen Usurpatoren gekämpft. Diese verfügten über eine der modernsten Armeen Afrikas, die zuerst von den USA, später von der Sowjetunion hochgerüstet worden war. Den unzähligen Panzern und Maschinengewehren hatten die Eritreer nichts als einen eisernen Willen entgegenzusetzen. Sie kämpften in Sandalen aus Autoreifen und mit erbeuteten Waffen. Die Guerillakämpfer lebten sprichwörtlich im Untergrund; dort betrieben sie Schulen und Krankenhäuser.

Nach 30 Jahren geschah das nicht zu Erwartende: Der Sieg über die Äthiopier. 1993 stimmten 99,81 Prozent der Bevölkerung für die Unabhängigkeit. Oberhaupt der Übergangsregierung wurde der Rebellenführer Isayas Afewerki, der versprach, das Land gerecht aufzubauen. Trotzdem hat er freie Wahlen und das Inkrafttreten der demokratischen Verfassung bislang verhindert und weigert sich, den Ausnahmezustand zu beenden. Es gibt Parteien neben der regierenden „Volksfront für Demokratie und Gerechtigkeit“ (PFDJ), sie sind aber bei Wahlen nicht zugelassen.

Um die Pressefreiheit ist es schlecht bestellt. „Reporter ohne Grenzen“ sieht Eritrea im Ranking seit Jahren auf dem letzten Platz, noch hinter Nordkorea. 1998 waren private Medien erlaubt worden. Die daraufhin gegründeten acht Zeitungen verkauften sich rasch besser als staatliche Medien. Aufgrund wiederholter Kritik an der Führung wurden sie 2001 jedoch wieder verboten. Derzeit sind 16 Journalisten in Gefangenschaft, vier sind in der Haft gestorben oder haben Selbstmord begangen. Die Eritreer – vorsichtig auf diese Zustände angesprochen – sehen sich medial nicht eingeschränkt. Die Demokratie sei zu jung und zu empfindlich für journalistische Propaganda aus dem Ausland, so der Tenor.

Es ist nicht ratsam, offiziell als Journalistin einzureisen. Das ist nicht verboten, kann den bürokratischen Aufwand aber enorm komplizieren. Wer einmal im Land ist, kann sich recht unbehelligt umsehen. Die Permits für die verschiedenen Regionen sind leicht zu bekommen, Individualtourismus ist möglich. Anders als in Nordkorea dürfen Satellitenschüsseln erworben und sämtliche Kanäle empfangen werden. In vielen Cafés laufen BBC, Al Jazeera und CNN über die Flachbildschirme. Fernsehgeräte und Internetcafés sind überall verbreitet. Die einzige Web-Zensur besteht in der lähmend langsamen Verbindung.

So arm Eritrea ist, war es 2011 doch mit 17 Prozent Wirtschaftswachstum Weltmeister. Das Land ist reich an Bodenschätzen: „It’s built on gold!“, sagen die Eritreer. Das historische Reich Punt, das die alten Ägypter mit Gold und anderen Schätzen versorgte, soll hier gelegen haben. Seitdem der im Jahr 1998 sinnlos vom Zaun gebrochene letzte Krieg gegen Äthiopien sich in einen kalten Nachbarschaftszwist verwandelt hat, werden die mutmaßlichen Bodenschätze für amerikanische, europäische und chinesische Minenbetreiber interessant. Der regelmäßige Linienflug der Lufthansa liegt zum einen darin begründet, dass die in der Zwischen-

zeit zu Geld gekommene große Diaspora samt ihren Devisen wieder einreisen darf. Zum anderen will man angeblich beim Goldtransport einen Fuß in der Tür behalten. Neben der Frage nach dem ökologisch verträglichen Abbau des Goldes – wie die dazu benötigten riesigen Wassermengen in die Halbwüste bringen? – gibt die gerechte Verteilung Anlass zur Sorge.

Die internationalen Interessen betreffen nicht nur das Gold, sondern die strategisch relevante Lage am Roten Meer. Die amerikanische Botschaft umfasst ein riesiges, auf den Touristenkarten nur vage verzeichnetes Areal der Hauptstadt. Wer arglos vor den kilometerlangen Mauern Wachpersonal nach dem Weg fragt, wird zunächst dazu angehalten, gleich weiterzugehen. Nach verärgertem Insistieren, dass dies doch wohl ein öffentlicher Gehsteig sei, geben sie zögerlich Auskunft. Die Eritreer sind von einem saftigen Antiamerikanismus geprägt. Gespräche nehmen schnell eine politische Wendung; immer wieder bringen sie ihren Groll darüber zum Ausdruck, dass man im Kampf gegen das kommunistische Äthiopien im Stich gelassen worden sei.

Noch heißt es, aus dem Mangel das Beste zu machen. Unter dröhnendem Hämmern schmieden Arbeiter auf dem Metallmarkt aus alten Ölfassern Öfen für die Kaffeezeremonie. Das gute Birra Asmara wird wegen des Papiermangels in Flaschen ohne Etikett serviert, das Mineralwasser in wiederbefüllten 7up-Flaschen.

Temporäre Mängel sollten Touristen wegstecken können. Wenn es im Hotel einmal kein warmes Wasser oder kein Bier gibt, trinkt man eben Zibib, den ortsüblichen Anisschnaps, und duscht kalt. Von solch unbedeutender Unbill soll man sich nicht von Asmara abhalten lassen.

Vom Banditenpanzer zum Transportmittel des Nationalstolzes

Fast unmittelbar an der südlichen Stadtgrenze tauchen die ersten Kamele auf. Und gleich darauf fällt die Hochebene jäh ab. Bunt gekleidete Rennradfahrer – was für ein Kontrast zu den kargen Bergen! – ziehen mit unglaublichem Tempo die steile Straße herauf. Der Radsport ist den Eritreern wichtiger als den Österreichern das Schifahren. Im Unabhängigkeitskrieg hatten Räder der Guerilla als „Banditenpanzer“ gedient; nach etlichen Anschlägen auf Rädern verbot das äthiopische Regime den Eritreern zehn Jahre lang das Fahrradfahren. Die Straße nach Massawa führt innerhalb von drei Stunden durch drei Jahreszeiten, heißt es. Mit jedem Kilometer nimmt die Temperatur zu. Aber das ist eine andere Geschichte.